

# Kleine Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **16 (1948-1949)**

Heft 7

PDF erstellt am: **26.06.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# KLEINE RUNDSCHAU

## DISKUSSION MIT ZEITSCHRIFTEN

*Das geistige Leben unserer Zeit strömt kräftiger und vielstimmiger als je durch die Welt der Zeitschriften. Noch nie gab es gleichzeitig in allen Kulturländern so anregende Diskussionen politischer, philosophischer, künstlerischer Probleme, ein so hartnäckiges Ringen um Wahrheit oder um bloße Behauptung. Auch das Gebot der Aktualität gibt der periodischen Presse eine Bedeutung, wie nie vorher. Es entstehen neue Zeitschriftenformen und -methoden, die eine immer größere Vielseitigkeit und Unabhängigkeit anstreben. Wir wollen regelmäßig in dieses Leben Einblick nehmen, die Fülle der Erscheinungen gliedern, die Dinge zur Kenntnis geben, von wem immer sie stammen, aber die Diskussionen des Auslandes nicht einfach registrieren, sondern selbst in sie eingreifen.*

**Die Analyse** Die Gründe des französischen Elends erklärt Paul Reynaud in der *Revue de Paris* (8) einleuchtend allen Franzosen, die da glauben, sie wären mit dem Terror der Okkupanten auch der Gesetze des ökonomischen Lebens ledig geworden. Beamten und Arbeitern, die heute mit Recht höhere Löhne fordern, sagt Reynaud, sie werden niemals unglücklicher sein, als wenn sie bei einem Tageslohn von 50 000 Francs halten werden. Der Relation zwischen Geldumlauf und Produktion läßt sich nicht spotten. Die französische Gesamtwirtschaft hat in einzelnen Zweigen, aber noch nicht im Ganzen die Ziffern von 1938 erreicht, die auf alle Fälle täuschend wären; denn 1938 war ein Katastrophenjahr. Die französische Stagnation ist aber älteren Datums. Von 1913 bis 1946 stieg das britische Nationaleinkommen von 11 auf 20 Milliarden Golddollar, das deutsche (bis 1943) von 10,5 auf 25 Milliarden, das amerikanische von 33 auf 115, während das französische von 7,2 auf 5 gefallen ist. Vor diesem Kriege hatte England in seine afrikanischen Besitzungen (exklusive Südafrika) 420 Millionen Pfund investiert — eine übrigens beschämend geringe Summe, die die neue britische Afrikapolitik vervielfachen wird —, Frankreich aber (exklusive Nordafrika) nur 70 Millionen. Einen französischen Wiederaufbau kann sich Reynaud mit Recht nur innerhalb eines europäischen oder zumindest westeuropäischen Ganzen denken. Große strukturelle Veränderungen im individuellen und kollektiven Leben der Nation seien unabweisbar. Hätte Turgot sie Frankreich nicht aufgezwungen, so wäre Louis XIV. das Schicksal Karls I. nicht erspart geblieben. Welche Veränderungen das sind, deutet Reynaud nicht an; aber ihre Forderung beweist, daß er nicht einfach zu den «conservateurs» gezählt werden kann, auch wenn er eine neue Wirtschaftspolitik ohne décrets-lois für unmöglich erklärt. Die Ausschaltung des Vollmachtenregimes, das die Verfassung von 1875 erlaubte, durch die neue Verfassung, hält er für einen Fehler, den auch die Tag und Nacht arbeitende Kammer nicht wiedergutmachen kann.

**Balance** Die Bedeutung einer französischen Wiedergeburt für die Sicherheit of power Europas geht, wenn auch unausgesprochen, aus einer Abhandlung «World Politics in the Mid-Twentieth Century» hervor, die Hans J. Morgenthau, von der Universität Chicago, in der «Review of Politics» (2) veröffentlicht. Namens der University of Notre Dame (Indiana) gibt Waldemar Gurian diese Zeitschrift heraus. Morgenthau setzt sich mit dem Problem auseinander, das durch den Schwund einer genügenden Anzahl von Partnern für die klassische

britische Gleichgewichtspolitik entstanden ist. Gehörten zum Konzert der Großmächte 1815 und 1914 noch je acht Staaten, deren Zusammensetzung freilich gewechselt hatte (an die Stelle von Portugal, Spanien, Schweden waren Italien, Japan, Amerika getreten), so schließt eine Konstellation von zwei Mächten jeden Ausgleich nach den alten Methoden aus. In der alten Gleichgewichtspolitik stand außerhalb der Wägung als Halter der Waage, als Schiedsrichter, und auch als bloßer Zuschauer, England. Mehr als zweihundert Jahre konnten einzelne kleinere Mächte durch den Wechsel des außenpolitischen Lagers das Gewicht beider Waagschalen beeinflussen. Das ist nach Morgenthau's Ansicht nicht mehr möglich, denn willentlich oder nicht, sind jetzt alle anderen Staaten in irgendeiner Form Satellitenstaaten geworden, die ihre außenpolitische Wahlfreiheit verloren haben. Fénelon hatte in seinem berühmten Lehrbrief für den Enkel von Ludwig XIV. als die logisch reinste Form der balance of power den Zustand bezeichnet, in dem zwei einander ebenbürtige Mächte die Waage halten. Bisher kam das Gleichgewicht nie zu seinem wahren Ausdruck, weil England nur die Kontinentalmächte wog, aber nicht sich selber. Aber wenn die unerquickliche Weltlage auf dem Mangel einer *dritten Kraft* beruht, um ein innenpolitisches Wort zu gebrauchen, so müßte doch Morgenthau den Bemühungen um sie zumindest theoretisch größere Bedeutung beimessen. Zu dieser Auffassung bekannte sich de Gaulle in seinen außenpolitischen Kundgebungen von 1946 und 1947. Und wie immer man zu ihm stehen und seine Gefahr, nach den Darstellungen von André Noël, beurteilen mag, sprach er doch damals als Erbe der Traditionen eines Poincaré und Barthou, deren Erfolg uns den letzten Krieg erspart hätte. Morgenthau's Gegenargumente leiden an einer Unterschätzung der britischen, aber auch der französisch-europäischen Entwicklungsmöglichkeiten. Wird die Hilfe Amerikas Westeuropa und Asien aus dem Marasmus herausziehen, so wird es zuletzt auch ein Interesse daran haben, daß Europa und Asien als neue Kräfte ein *Weltgleichgewicht* herstellen, das der beste Friedensgarant wäre.

An solche Konzeptionen reicht auch die letzte Arbeit von N. Berdiaeff «Troisième Issue» heran, die er vor seinem Tode der katholischen Monatsschrift «Cheval Blanc» (4/5) vermachte. Diese Zeitschrift wird von einer bemerkenswerten Equipe von vierzehn Publizisten geleitet und geschrieben, deren Blick auf das Weiße Pferd der Apokalypse gerichtet ist. Berdiaeff bekämpft den Zweilager-Mythos als Lüge, leere Abstraktion und Weltirreführung, wofür er den leninistischen Marxismus verantwortlich macht, ohne zu leugnen, daß es in Amerika eine Minderheit gibt, die die Atombombe juckt. Aber er bestreitet, daß es «die» kapitalistische Einkreisung, «die» kapitalistische Kultur, «den» Kapitalismus oder gar «den» Kommunismus gebe. Auch herrsche in Rußland nicht die Diktatur «des» Proletariats, sondern ihre bloße Idee, woraufhin ein auf den Kopf gestellter Marxismus die ökonomisch zurückgebliebenen Länder der Erde zu führen und fortschrittlichen ausposaunt, während er die ökonomisch entwickeltsten für «reaktionär» erklärt. Aber diesen Dualismus gibt es in der Wirklichkeit nicht, und wer eine dritte Lösung fordert, sitzt auch nicht, wie heute so viele fürchten, zwischen zwei Stühlen, weil es eben viel mehr als zwei Stühle in dieser ungeheuer komplex gewordenen Welt gibt.

**Mallarmés** «Les Lettres» feiern das Werk und das Andenken des wirkungsreichsten Magiers der poésie pure durch ein Sonderheft, das durch **fünzigster** Umfang und Wert einen selbst in der französischen Zeitschriftenliteratur seltenen Rang erreicht. Der Herausgeber der «Lettres», **Todestag** André Silvain, hat zwei Mitarbeitern, Jean Audard und Pierre Missac, Ordnung und Aufbau dieser durchdachten Publikation übergeben, wie überhaupt in der

französischen und angelsächsischen Zeitschriftenwelt für einzelne Hefte oder Unterabteilungen Gastdirigenten herangezogen werden. Die Inédits sind Fragmente, verworfene Fassungen, Lesarten zur «Hérodiade», zum «Cantique de Saint-Jean», zum «Après-midi d'un Faune», die auch unabhängig von den Gedichten das Genie dieses Dichters des Wortminimums im eigenen Prisma reflektieren. Mehrere der einundzwanzig Studien über Mallarmés Welt gehen der Spannung nach, die in ihr zwischen der Helle des Worts und dem Dunkel des Satzes, zwischen dem Tag des Verstandes und der Nacht der geheimen Verzweiflung herrschen. Wie Claudel als Christ aus einem Jünger dieses entgotteten Lichts ein prädestinierter Gegner des autonomen Wortes werden mußte, zeigt Albert Béguin in einer Studie, gestützt auf die erstaunlichsten Briefzitate. Und doch gibt es außer dem kosmisch auch den sozial vereinsamten Aristokraten Mallarmé, der mit einer wagnerianischen Sehnsucht nach dem Kontakt mit dem Volke, von einer weltlichen Trocadéro-Kathedrale träumte, in der die Massen der Großstadt die Banalität der Woche sonntäglich in der Kommunion mit Wort-sinfonien abspülen. Es solle eine Kunst entstehen, weniger flüchtig als die Musik, weniger exakt als das Wort, mehrstimmige Oden, ein neues attisches Theater, aber nicht das des Aeschylos, sondern Pindars. (Ohne Kenntnis dieser Träume ist etwas Aehnliches in der modernen Oratorien-Oper versucht worden, in der freilich Milhaud, Strawinsky, Honegger nur ausnahmsweise eine volksverständliche Sprache sprechen.) Unerwartet verlangte also Mallarmé, dieser Hamlet des reinen Wortes, von den Komödianten Kaviar fürs Volk, ein Wort-theater über die Themen Vaterland, Ruhm und Frieden.

«... und kein Ende!» Goethes Ausruf über Shakespeare wird noch lange für *Kafka* und *Rilke* gelten. Ueber keinen Dichter des zwanzigsten Jahrhunderts wurde mehr gegrübelt als über diese beiden Prager, nur daß noch eine Studie fehlt, die ihre Vieldeutigkeit aus ihrem gemeinsamen Ursprung erklärt. Und doch lassen sich ihre gemeinsamen Inhalte und ihre entgegengesetzten Lösungen auf denselben Prager Nenner bringen: auf das Erlebnis des katholisch-kabbalistischen, deutsch-tschechisch-jüdischen Prag, in dem das neue Welterlebnis die Herrschaft der Angst, des Nichts, der Ortlosigkeit, der Vaterkomplex, die fließenden Uebergänge von Dasein und Dortsein besonders stark erlebt worden sind, wie ja auch das Werk anderer Prager (Werfel, Brod, Leppin), vor allem aber die tschechische Kunst beweisen. Unter den vielen Rilkestudien ragt durch eine Fülle richtiger Einsichten, durch subtile Wortuntersuchungen und vor allem durch die sprachliche Distanz zum Dichter eine Arbeit über den späten Rilke von Hans E. Holthusen in der sehr lesenswerten süddeutschen Zweimonatsschrift «*Merkur*» (8) hervor. Wie andere Rilke-deuter sieht nun auch dieser sowohl die Inhalte wie die Grenzen der Rilkeschen Botschaft, um aber doch die Forderung abzulehnen, zu Rilke nicht bloß als magischem Dichter, sondern auch als Lehrer oder Irrlehrer Stellung zu nehmen. — In einer Analyse der «Römischen Fontäne» und der Spätgedichts «Wendung» untersucht Leopold Liegler, der Biograph von Karl Kraus, im «*Plan*» (2), der Wiener Monatsschrift progressiver Künstler, mit Finessen, die wir bei ihm kennen, den Uebergang Rilkes von der Identifikation mit den Dingen zu ihrem Anspruch, nicht bloß «geschaut», sondern auch geliebt zu werden. Auch Liegler bleibt hart vor der Frage stehen, ob Rilke ein Ende oder ein Anfang war. Beides ist Kafka, daher seine noch immer wachsende Wirkung, vor allem in Frankreich und Amerika. Ein Kafka-Sonderheft, das außer Dichtungen vier große Abhandlungen multinationalen Ursprungs bringt, liegt in der «*Review of Literature*» (II/3) vor (New Haven, Connecticut), deren Berater für ausländische Dichtung Ernst Morwitz aus dem George-Kreise ist. Aus dem Anzeigenteil erfährt man Kult-Kuriosa; so sucht

ein Verleger auf dem nicht mehr gewöhnlichen Wege des Inserats einen amerikanischen Kafka, der aber kein Kafka-Imitator sein darf, und er verspricht ihm, blanke zwanzig Jahre mit ihm auf den Erfolg warten zu wollen. Ein Buchunternehmen betitelt sich «A Kafka Headquarters». Es erscheinen Kafkawerke illustriert, europäische und amerikanische Kafkaaufsätze als Sammelwerk und so weiter. — Eine gute Uebersicht der Widersprüche in der Kafkainterpretation gibt Peter Demetz im «Plan» (II/6). Günther Anders wägt Franz Kafka — pro und contra in der Bermann-Fischerschen «Neuen Rundschau» (6) ab. In den französischen Zeitschriften gehört natürlich Kafka zum täglichen Brot des Existentialismus.

**Oesterreichs Zeitschriften** Erst seit 1946 ist Oesterreich auch ein eigenes Zeitschriftenland geworden, nachdem es so lange ganz unter dem Einfluß des deutschen Buchhandels stand. Auch die Zonenteilung wirkt dezentralisierend, und in dieser Hinsicht günstig; denn außerhalb Wiens stellen sich Innsbruck, Salzburg, Graz, Klagenfurt eigene Zeitschriftenaufgaben. Das von Ernst Schönwiese in Salzburg herausgegebene «Silberboot» steht ungefähr auf dem literarischen Breitegrad der «Neuen Rundschau», unter besonderer Berücksichtigung der Wiener und Prager Literatur. In einem Akt wohlwollender Gerechtigkeit gedenkt Erika Mitterer (Heft 8) zum zehnten Todestag Ernst Lissauers. Seiner hartringenden Begabung eines Versbildners tut die dauernde Erinnerung an den Haßgesang, wie die Gedichte von 1936 zeigen, schweres Unrecht an. Wie in allen Kulturländern hat sich auch in Oesterreich, dessen Klerus leider nicht immer der beste war, die katholische Zeitschrift zu starker und weltaufgeschlossener Aktualität entfaltet. Die von Dr. Fr. Funder geleitete «Furche» gehört zu den anregendsten Wochenzeitungen deutscher Sprache. Das «Oesterreichische Tagebuch» wird von Bruno Frei als Monatsschrift der Linken geführt, hat literarische Mitarbeiter auch aus den Kreisen des Liberalismus und der Sozialdemokratie und bringt manche interessante Hinweise darauf, daß die ostmärkische Gesinnung in Oesterreich noch gar nicht so ausgestorben ist. Auch die Wiener Monatsschrift «Der Turm» hat mit anderen Zeitschriften Oesterreichs den Vorzug einer erfindungsreichen Redigierung gemein. Hier wie überall wird kundig nachgeholt, was Oesterreich während der deutschen Okkupation an Zusammenhang mit Europa und Amerika eingebüßt hat. Die spezifisch österreichische Aufgabe der Osteuropaforschung hat nun wieder in einer neuen Vierteljahrsschrift «Blick nach Osten» ein wissenschaftliches Organ erhalten, das in Wien, Graz, Klagenfurt Fuß gefaßt hat. Mit seiner wissenschaftlichen Grundhaltung verbindet es die aktuelle Umschau im geistigen Leben der Völker des östlichen Mitteleuropas, Südosteuropas und der Sowjetunion. Die Zeitschrift erscheint deutsch, französisch und englisch und dürfte bald für jeden unentbehrlich sein, der sich mit der slavischen Welt beschäftigt. Auf alle diese Zeitschriften werden wir fallweise zurückkommen.

**Kleine Chronik** Auch Schweizer *Gotthelf*kennern dürfte die Bewunderung Strindbergs für den Dichter des «Uli der Knecht» entgangen sein. *Strindberg* nahm ihn sich für die Leute von Hamsö zum Vorbild und schlug eine Uebersetzung ins Schwedische von ihm und seiner Frau seinem Verleger vor. Den Einfluß *Gotthelfs* auf *Strindberg* untersucht A. Jolivet in den «*Etudes Germaniques*» (2/3). — Eine komplette Zusammenstellung aller Aeußerungen *Goethes* über *Deutschland* findet sich im 3. Heft der von Gerhard F. Hering und Paul Wiegler herausgegebenen Beiträge zum geistigen Bestand «*Vision*», einer Zeitschrift höchsten Ranges, die zum ersten-

mal für die deutsche Literatur es übernimmt, das Gültige aller Zeiten neu zu publizieren und mit dem Geistesleben der Gegenwart zu konfrontieren. — Eine Auseinandersetzung mit dem «*Fall Malraux*» wird in der Monatsschrift des Personalismus «*Esprit*» (10) von sieben Mitarbeitern verschiedenster Richtung eröffnet. — Berichte über das geistige und *künstlerische* Leben *Rußlands* veröffentlicht unzensuriert Alexander Werth, der langjährige Moskauer Korrespondent englischer und amerikanischer Zeitungen, jetzt nach Verlassen des Landes, in der New Yorker «*Nation*».

FELIX STÖSSINGER

## GOTTFRIED KELLER: SCHRIFTEN ZUR LITERATUR UND KUNST

Der eben erschienene, wiederum von *Carl Helbling* betreute 22. Band der kritischen Ausgabe von «*Gottfried Kellers Sämtlichen Werken*» (Verlag Benteli AG., Bern) umfaßt die Aufsätze, kleineren kritischen Äußerungen und handschriftlichen Aufzeichnungen vor allem zur Literatur und Kunst, die, neun Jahre vor dem Erscheinen des ersten Gedichtbändchens einsetzend, Kellers dichterischer Produktion voran- und bis zum «*Martin Salander*» neben ihr hergingen. Für Keller selbst bedeutete die immer zum Grundsätzlichen vorstoßende kritische Stellungnahme zum literarisch-künstlerischen Leben seiner Gegenwart kein bloßes freiwilliges oder ihm durch äußere Umstände aufgezwungenes Nebenbei: seine Dichtung bezeugt, wie er immer wieder mit dankbarer Bewunderung zu den Großen der Weltliteratur, zu Goethe, Schiller, dem «*tapferen Lessing*», zu Shakespeare, Ariost, Cervantes aufschaute; kurz vor der Wahl zum Staatsschreiber anerkant er sich zu regelmäßiger kritischer Mitarbeit an Cottas Zeitungen als einer regelmäßigen Tätigkeit, «*welche dem politischen Schaffen eine ruhige Grundlage gäbe*», und der Sechzigjährige trug sich mit dem Gedanken, seinen dichterischen Werken noch einen Band neu zu schreibender kritischer Schriften anzureihen. Zum literarischen Journalisten allerdings, der sich durch die Anforderungen des Tages Gegenstand und Tempo seiner Arbeit diktieren lassen muß, hätte Keller kaum getaugt, und auch der Plan eines eigenen Essaybandes ging zu seinen Lebzeiten nicht in Erfüllung — das Kostbarste, das er in den letzten zwei Dezennien seines Lebens über die Dichtung und Dichter seiner Gegenwart zu sagen hatte, anvertraute er den Briefen an die Freunde Storm und Heyse. So blieb die Sammlung seiner kritischen Arbeiten den späteren Ausgaben vorbehalten, zunächst Jakob Baechtolds Nachlaßband und endlich, abschließend, der kritischen Gesamtausgabe seiner Werke.

Die Gruppe der «*Aufsätze zur Literatur*» vermehrt die schon von Baechtold publizierten Arbeiten mit den großartigen Gotthelf-Rezensionen als Kernstück um zehn weitere, meist wenig umfangreiche, zum großen Teil seit ihrem Erscheinen bisher nicht wieder abgedruckte Stücke. Die in den «*Blättern für literarische Unterhaltung*» anonym erschienenen Aufsätze konnten auf Grund der Feststellungen, die der Archivar des Verlages Brockhaus, H. H. Houben, nach den Honorarlisten hatte machen können, vollzählig wiedergegeben werden. Kellers Autorschaft wurde ferner nachgewiesen: für die Rezension der Gedichte des Aarauers Tanner von S. Zimmerli, für die Rezension des Kalenders «*Der Erzähler aus dem Bezirk Affoltern*» durch den Herausgeber selbst. Unter der Ueberschrift «*Literarisches*» bringt der Band eine bisher ungedruckte Glosse zu den öffentlichen Vorwürfen der Verbreitung unmoralischer Schriften, die sich Georg Brandes mit der Uebersetzung zweier Novellen Kellers zugezogen hatte. Unter den «*Aufsätzen zur Kunst*» erscheint als Novum der Text eines Aufrufs zur Gründung

der Gesellschaft schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten, den Keller auf Wunsch von Frank Buchser verfaßte; die nach dem Erstdruck in der «Neuen Zürcher Zeitung» reproduzierte Besprechung einer Ausstellung von Bildern Buchsers gehört nach dem Urteil Paul Schaffners, dessen meisterlichen Büchern über Keller als Maler der Kommentar zu den Kunstschriften in besonderem Maß verpflichtet ist, zum Gescheitesten, was über Buchser geschrieben worden sei.

Als «Miszellen» vereinigt Helbling die kurze sarkastische Anzeige eines dilettantischen Gedichtes «St. Helena» und den schönen kleinen Aufsatz «Das goldene Grün bei Goethe und Schiller», den Ermatinger der Vergessenheit entrückt hat, mit einer bisher ungedruckten Skizze «Die Romantik und die Gegenwart»; wie der Herausgeber bemerkt, ist diese von Keller selbst nachträglich als «Grille» bezeichnete Betrachtung mehr ein Selbstgespräch nach der Art der Tagebucheinträge als ein für den Druck bestimmter Aufsatz, eine Auseinandersetzung des Dreißigjährigen mit der Romantik, von der er sich zu lösen beginnt, ohne den Eindruck, den ihr Gehalt an echter Poesie auf ihn gemacht hat, je verleugnen zu können.

Aus dem zum Teil schon von Baechtold verwendeten handschriftlichen Nachlaß stammen die Äußerungen Kellers, die, vom Herausgeber — wohl nach dem Vorbild der Goetheausgaben — als «Reflexionen» betitelt, den Textteil des Bandes beschließen. Frei von dem kritiklosen Vollständigkeitswahn der — schlechten — Goethephilologie von ehemals, die der Nachwelt keinen Waschlappen vorzuenthalten zu dürfen glaubte, hat Helbling alle bloßen Puerilia ausgeschieden. Dem Kommentar, nicht dem Textteil sind die Notizen einverleibt, die einen Gegenstand lediglich benennen, sowie bloße Fixierungen dichterischer Motive, die den Anhängen der verschiedenen Bände da eingefügt sind, wo sie sinngemäß hingehören. Aufgenommen wurde an dieser Stelle nur, was sich nicht allein als bloße «Notiz» eines flüchtigen Einfalls, sondern als Glied einer Gedankenkette darstellt. Chronologisch angeordnet, umspannen diese Reflexionen ein knappes halbes Jahrhundert, beginnend mit Aufzeichnungen des Achtzehnjährigen, der seinen Willen zur Selbstzucht und zu schonungsloser Aufrichtigkeit auch der eigenen Lebensstufe gegenüber derb bekundet: «Einfältig oft ist der Greis — viehdumm aber der Jüngling.» Der Uebergang von der Malerei zur Dichtung, die Abkehr von der Romantik, die leidenschaftliche Anteilnahme an den politischen Ereignissen der Gegenwart, die Wirkung intensiver eigener Lektüre finden ihren Niederschlag in schriftlicher Fixierung. Eine Kennzeichnung der Wolken als der «freundlichen Begleiterinnen des Menschen der Erde», die Baechtold unter die Entwürfe zu Gedichten einreicht, wird vom Herausgeber mit Recht in die Nähe einer Stelle aus dem gleichzeitig entstandenen zweiten «Grünen Heinrich» gerückt. Die eindringliche Warnung vor dem «wahnsinnigen: mehr, mehr! immer mehr! welches das Genug verschlingen wird», steht wohl nicht allein durch die Art der Niederschrift zu den Vorarbeiten zum «Martin Salander» in Beziehung.

Die erläuternden Zutaten des Herausgebers gehen, zumal in ihren geschichtlichen Teilen, weit über das hinaus, was frühere kommentierte Ausgaben zu bieten vermochten; die zusammenfassenden Vorbemerkungen zu den einzelnen Teilen des Bandes vermitteln die erforderlichen biographischen, philologischen, historischen Kenntnisse in feingeschliffener essayistischer Darstellung. Das Schönste aber hat der Herausgeber dem Leser und sich selber auf den Schluß aufgespart: die Schilderung der bekannten Schreibunterlagen aus der von Liebeskummer und selbstquälerischer Grübeleie verschatteten Berliner Zeit — ein wahres Meisterstück der Kunst, minutiöse Genauigkeit zum Mittel formvollendeter Gestaltung zu adeln. Als köstliches Angebinde ist dem Band die Nachbildung einer Seite dieser einzigartigen Zeugnisse persönlichsten Erlebens beigegeben.

MAX ZOLLINGER